

Werk

Titel: Reise auf dem Okande in Westafrika

Untertitel: Bericht an den Vorstand der deutschen afrikanischen Gesellschaft in Berlin

Autor: Lenz, Oskar

Ort: Berlin

Jahr: 1875

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1875_0010|LOG_0039

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

XI.

Reise auf dem Okande in Westafrika.

Bericht an den Vorstand der deutschen afrikanischen Gesellschaft
in Berlin.

Von Dr. Oskar Lenz.

(Vergl. hierzu die Karte, Tafel IV.)

In meinem letzten Bericht *) hatte ich mitgetheilt, dass ich, um die Vorbereitungen für meine Okande-Reise persönlich betreiben zu können, meinen Wohnsitz in der Ininga-town Limbareni aufgeschlagen hatte. Der dortige King Renoki gilt noch ziemlich allgemein als der Beherrscher des Flusses bis Okande hinauf, und ich musste also diesen Mann als Begleiter wählen. Ich übergehe die Schilderung der unendlichen Vorbereitungen und Umständlichkeiten bei einem derartigen Unternehmen, die die Geduld des Reisenden auf's höchste erschöpfen; jeder Afrika-Reisende kennt diese liebenswürdige Seite der Neger aus eigener Erfahrung und hat mehr oder weniger darunter gelitten.

Am 15. Dezember 1874 war endlich Alles zur Abreise fertig. Am Tage vorher hatte Renoki noch einige alte Weiber aus einem Nachbardorf citirt, die eine grosse Medizin herrichten mussten: es war eine schmutzig-weiße, klebrige Masse, bestehend aus einem Pflanzendecoct mit Zusatz von etwas Thonerde. Mit dieser Substanz schmierte sich nun die ganze Gesellschaft Gesicht, Brust und Arme ein; auch ich musste mich auf diese Weise vor Krankheit und überhaupt jedem Unfalle sichern. Die Hauptsache dabei war übrigens der Rum, den ich dazu hergeben musste; ohne diesen geht hier nichts. An demselben Abend fand auch noch einer jener lärmenden Tänze statt, die gewöhnlich mit Prügelei endigen und oft bis tief in die Nacht hinein dauern.

Wir brachen also am Morgen des 15. Dezembers auf. Ausser Renoki hatten es sich auch die übrigen, diesem untergeordneten Ininga-Chefs nicht nehmen lassen, diese Reise mitzumachen, sodass wir im Ganzen 5 grosse Canoes mit mehr als 100 Leuten waren. Die Canoes sind eigenthümlich gebaut, mit ganz flachem Boden ohne Kiel, sodass sie nur sehr geringen Tiefgang haben und über Felsen, die nur wenige Zoll unter der Wasseroberfläche sich befinden, gezogen werden können. Das Rudern geschieht

*) Abgedruckt in Petermann's Mittheilungen. 1875. pag. 121 ff.

stehend: an der Spitze des Canoes sind zwei Mann, die Chefs, welche das Boot dirigiren, das Wasser nach Felsen untersuchen etc.; darauf kommt die Ladung, die ein Dritte. des Canoes wenigstens einnimmt und mit bush-rope an beiden Rändern festgebunden ist, damit bei etwaigem Umwerfen Nichts verloren geht. Die hintere Hälfte des Canoes nehmen nur die Ruderer ein, zum grössten Theil aus Sklaven bestehend, 15—20 an der Zahl, alle stehend und ihre Arbeit mit eintönigen aber nicht unangenehm klingenden Gesängen begleitend. Die Ruder bestehen aus circa 4 Fuss langen Stangen, an deren unterem Ende eine verhältnissmässig sehr kleine ovale oder runde Holzscheibe befestigt ist. Die Ruder werden weiter flussaufwärts, wo die Stromschnellen beginnen, mit sehr langen und starken Stangen zum Stechen vertauscht.

Eine Reihe in dieser Weise rudernder Canoes gewährt einen schönen Anblick, und nimmt man dazu die tropische Waldlandschaft mit den wenigen eingestreuten Akelle-Dörfern, den an Flusspferden reichen Strom und eine glühende Sonne, so hat man ein echt innerafrikanisches Bild. Obgleich wahrscheinlich noch auf französischem Gebiet, konnte ich es mir nicht versagen, eine deutsche Flagge auf meinem Canoe aufstecken zu lassen. Uebrigens weiss ich nicht, wo die Franzosen die Grenze ihres Gebietes nach Innen zu haben; ich vermüthe an dem Punkte, bis zu welchem ein französisches Kriegsschiff gekommen ist und das ist auf dem Ogowe das Gebiet der Galloa und Ininga.

Am ersten Tage passirten wir die Mündung des Rhembo Ngunie, der die bekannten Eugeniafälle bildet, und landet gegen Abend an einer kleinen, mitten im Fluss liegenden unbewohnten Insel. Hier sollte das Nachtlager aufgeschlagen werden; in kurzer Zeit entstanden einige 30 Hütten, die freilich nur aus einigen Stangen, einem Mattendach und einem darunter ausgespannten, aus sehr fein gearbeiteten gelben Matten verfertigten Muskitonetz bestanden. Mächtige Feuer wurden angezündet, und um diese vertheilte sich nun meine Begleitung in verschiedenen Gruppen, um ihr aus Platanen und Fischen bestehendes Abendessen herzurichten. Ich benutzte bei dieser Art Bivouak noch die Vorsicht, einige Koffer aufstellen zu lassen, über welche Stangen gelegt wurden, auf denen ich dann schlief; ich lag auf diese Weise nicht direct auf dem gewöhnlich feuchten Erdboden, sondern etwas erhöht.

Das Leben und Treiben in einem solchen Bivouak ist im höchsten Grade anziehend, besonders wenn noch Besuch aus einem benachbarten Dorfe kommt. Da werden Eier, Hühner, Ziegen und Platanen gebracht und gegen Baumwollenzeug, Tabak, Rum etc. eingetauscht, wobei nicht selten lebhaftere Streitigkeiten entstehen. Alte Bekannte sehen sich wieder und begrüssen sich auf die hier

eigenthümliche Weise, bis sie sich vielleicht im nächsten Augenblick wegen irgend einer Kleinigkeit zanken und sich dann prügeln. Oefters musste dann Renoki einschreiten und durch ein strenges „amani (fertig, zu Ende)“ den Streit beendigen. Vor dem Schlafengehen hält Renoki gewöhnlich noch eine Rede an das Volk, worin er den Reiseplan für den folgenden Tag darlegt und schliesslich, mit der Fetischglocke läutend, die bösen Geister vertreibt. Er nennt dabei immer die einzelnen Personen oder Stämme, die er schützen will: den weissen Mann, die Iningaleute, die Gorreleute, den Kruman etc.

Diese Art Nachtlager kam nun während unserer Reise sehr oft vor, nur selten schliefen wir in einem Dorf und gewöhnlich nur dann, wenn wir uns mehrere Tage daselbst aufhalten wollten. Renoki hatte natürlich überall unter den Königen gute Freunde, die es übel genommen hätten, wenn er nicht mit dem N'tangani einige Zeit geblieben wäre. Es verzögerte sich auf diese Weise meine Reise freilich nicht selten, aber ich konnte es nicht ändern.

Während der ersten 5 Tage passirten wir nur Akelledörfer; an den meisten derselben wurde gehalten und Nahrungsmittel eingekauft. Ich erwähne hier, dass Akelle der richtige Name für dieses Volk ist und ich es überall so aussprechen hörte. Mit dem Ausdruck Bakelle, wie ich früher schrieb, wird ein einzelner Mann dieses Stammes bezeichnet, während Akelle die Mehrzahl ist. Ebenso verhält es sich mit Aduma und Baduma, Abongo und Babongo etc. Der jedenfalls von den Franzosen gegebene Name Bakalai hat gar keine Berechtigung. In vielen Akelledörfern haben die verschiedenen Faktoreien in Gabun schwarze Trade-men, da dieses Volk hier das einzige ist, welches Gummi verfertigt. Das letzte Dorf, welches am Flussufer liegt, ist Samiketa, mit einem ziemlich mächtigen Akelle-König. Von da an stromaufwärts hatten wir für die nächsten 5 Tage kein Dorf; die Ufer fangen bereits an anzusteigen, und alle Niederlassungen der Akelle liegen auf der Höhe und oft stundenweit im Busch.

Samiketa ist ein ziemlich grosses Dorf und ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde vom Ufer entfernt; ein über alle Maassen schlechter, sumpfiger Fussweg führt dahin. Der König des Ortes, ein wild und barsch aussehender Mann, brachte mir, wie überall üblich, Hühner und Platanen als Geschenk, wofür ich natürlich ein mehr als entsprechendes Gegengeschenk machen musste.

Am 21. Dezember passirten wir die erste Hügelkette; die Stelle wurde mit „orere m'polo“ (grosser Baum) bezeichnet, und gilt ein stark bewaldeter, bis dicht an den Fluss reichender Hügel als ein bekanntes Merkzeichen für die Okande-Fahrer; in der Nähe mündet am linken Ufer der kleine Fluss Idye.

Am nächsten Tag wurde die zweite Hügelreihe passirt und gegen Mittag kamen wir an eine Kallamalluga genannte Stelle. Dieser Punkt ist deshalb für die Schwarzen bemerkenswerth, weil hier mitten im Fluss zwei Felsen stehen, die ersten Steine, die man überhaupt zu sehen bekommt. Die eigenthümlich oben zugeschärfte Form dieser Felsen, sowie ihr ganz vereinzelttes Auftreten hat wohl die Bewohner veranlasst, diesem Punkte einen besonderen Namen zu geben. Am Abend dieses Tages, als wir schon unser Lager auf einer kleinen Insel aufgeschlagen hatten, kam plötzlich ein grosser Elephant sehr gemüthlich den Fluss herabgeschwommen. Natürlich wurden sofort eine Menge Schüsse abgefeuert und einige Canoes verfolgten denselben. Der Elephant hat auch eine Anzahl Schüsse in Kopf und Hals bekommen und blutete stark; trotzdem gelang es ihm, das rechte Flussufer zu erreichen und in den Busch zu entkommen, wo er jedenfalls verendet ist. Die hereinbrechende Nacht und die Furcht vor den M'pangwe hielt meine Leute vor weiterer Verfolgung zurück.

Am 22. Dezember passirten wir die grösseren Inseln N'shangi und Adeke; auf ersterer war früher ein Okotadort, die Bewohner aber sind, von den Osheba vertrieben, weiter flussaufwärts gezogen.

Von Adeke an beginnt der Flusslauf bereits sehr ungünstig zu werden. Die Strömung ist eine ganz gewaltige und die Leute sind nicht im Stande die Canoes zu rudern, sondern die letzteren werden am Ufer am Gebüsch hingezogen, was natürlich sehr mühsam und langsam von Statten geht. Bei dieser Gelegenheit hatte Renoki das Unglück, mit seinem Canoe umzuschlagen; die Leute hatten nicht Kraft genug, das Canoe gegen die Strömung an den Bäumen festzuhalten, es kam in einen Strudel und schlug um, Zum Glück ist Niemand verunglückt, dagegen sind eine Anzahl Waaren (besonders Pulver und Salz) verdorben und verloren. — King Renoki, der grosse Fetischbeschwörer, war über diesen ihm selbst zugestossenen Unfall sehr betroffen. Am nächsten Tag Mittags erreichten wir endlich ein kleines Akelledorf, wo wir einige Stunden hielten, um die Sachen zu trocknen etc., und kamen noch denselben Abend bis zu der Insel Sangaladi, wo sich einige Okotadörfer befinden. Das Okota-Gebiet war also erreicht.

Wenn man mehrere Tage durch die düsteren unbewohnten Flusslandschaften gefahren ist, so ist der Anblick von Sangaladi und seiner Umgebung wahrhaft erquickend. Zahlreiche kleine, aber hohe Inseln bedecken den Fluss, und überall sieht man das saftige Hellgrün der Platanenblätter, die die Anwesenheit eines Dorfes verrathen. Nicht sehr hohe, wenig bewaldete Berge sind an beiden Ufern, und im Fluss selbst liegen zahllose grosse Felsblöcke, ein grosses Hinderniss für die Schifffahrt.

Auf Sangaladi traf ich zufällig mit Herrn Schmieder von der deutschen Faktorei in Adolinalonga zusammen und wir beschlossen, das Weihnachtsfest gemeinsam hier zu feiern. Am heiligen Weihnachtsabend wurde denn auch zum grossen Erstaunen der Okotalente ein Christbaum angezündet, wozu jeder von uns 4 kostbare Lichter opferte; dann liess ich sämtliche Kinder des Ortes zusammen kommen und beschenkte jedes derselben mit ein Paar gläsernen Ohrringen; der König des Ortes erhielt etwas Rum und Tabak, meine Gorre- und Gabunleute einige Stücke Zeug und wir selbst liessen uns das Beste zum Abendessen herrichten, was sich aufreiben liess. Wohl nie ist soweit im Innern der Westküste ein ähnliches Weihnachtsfest gefeiert worden!

Auf Sangaladi konnte ich endlich einmal anstehendes Gestein beobachten, wenn auch nur an einigen Stellen, da Alles von Vegetation bedeckt ist. Die Insel besteht aus einem etwas thonigen Glimmersandstein von schmutzig-grügelber Farbe; ausserdem aber fanden sich zahlreiche grosse und kleine Rollstücke von den verschiedenartigsten Gesteinen: Gneiss, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Granit. Der anstehende Sandstein wird vielfach von dünnen Lagen einer schwarzen kohligen Substanz durchzogen, die wiederum weisse Quarzschichten einschliesst.

Meine Ankunft hatte sich schon flussaufwärts verbreitet, und der unter den Okota als mächtigster anerkannte King Idive von Ndungo-Insel kam nach Sangaladi, um mich zu sehen und zum Besuch seines Dorfes einzuladen. Am 26. Dezember erreichten wir das ziemlich grosse und schön gelegene Ndungo. König Idive ist ein Mann in den fünfziger Jahren von mürrischem Aussehen, den ich nie lachen sah. Er brachte mir eine Ziege und einige Hühner, und als ich ihm dafür ein ziemlich werthvolles Gegen Geschenk machte, war er durchaus nicht zufrieden, sondern zählte mir vor, was ihm die früheren Besucher des Flusses, besonders Mr. Walker, gegeben hätten. Um mich nicht mit diesem König zu überwerfen, musste ich noch einige Stücke Zeug opfern. Idive hat 8 Frauen, von denen er mir aber nur 4 vorstellen konnte, die andern waren im Busch beschäftigt. Im höchsten Grade auffallend sind die Haartouren der Frauen. Sie haben sehr grosse Wülste, hoch hinaufgetrieben, die für gewöhnlich mit schwarzem Zeug bedeckt sind. Die Gesichter der Frauen sind öfters roth oder weiss gefärbt; besonders auffallend war diese Färbung bei zwei Töchtern des Königs: rothe, gelbe und weisse Streifen, Kreuze, Ringe und alle möglichen Figuren bedeckten den ganzen oberen Theil des Gesichts. Der Oberleib, die Arme und Hände waren mit regelmässig nach Figuren geordneten Narben versehen, eine Art Tättowirung, von der sie sagten, sie gefiele

den Männern ungemein. Ob die Färbung des Gesichts ein gewöhnlicher Schmuck ist, oder ob diese Färbung hier wie anderwärts mit der Menstruation der Frauen zusammenhängt, konnte ich nicht erfahren; ich möchte hier das Erstere annehmen.

Als Merkwürdigkeit wird in der Nähe von Ndungo eine Höhle im Felsen gezeigt, die bei niedrigem Wasserstand für kleine Canoes passirbar ist; dieselbe soll schon öfters den Okota-Ueberfällen bei der Osheba als Zufluchtsort gedient haben.

In den letzten Tagen hatten wir übrigens sehr heftige Gewitter; es ist sehr unangenehm, wenn man im Freien campirend und nur durch das dünne Muskitonetz geschützt, von einem solchen tropischen Regenguss überrascht wird.

Auf Ndungo konnte ich in einem Wassereinriss sehr schön das anstehende Gestein beobachten; es war rother und blauer, letzterer fast phyllitartiger Thonschiefer, der unter 30° nach Osten einfiel mit einem nord-südlichen Streichen. Rund um die Insel herum lagen grosse fleischfarbene Quarzblöcke, die weiter stromaufwärts herkommen.

Unter den Nahrungspflanzen fiel mir hier die Menge von Mais auf; hinter allen Dörfern findet man Plantagen mit dieser allgemein beliebten Pflanze. Auch Honig brachte man mir hier das erste Mal; weiter flussaufwärts, besonders auch im Okande-Lande selbst, ist derselbe ausserordentlich häufig. Die Wälder sind voller Bienen und fast täglich brachte man mir den allerdings noch etwas mit Unreinigkeiten vermischten Buschhonig.

Am 28. Dezember verliessen wir Ndungo und erreichten noch denselben Abend die Insel Mbumba, auf der sich einige Okota-Dörfer befinden. Die Fahrt dahin war ungemein beschwerlich und gefährlich, so dass ich häufig ausstieg und auf den Höhen des linken Flussufers ging. Der Fluss ist durch die Berge eingeengt, mitten im Wasser sind zahlreiche Felsen, durch und über welche die Canoes an Stricken gezogen werden müssen, zu welchem Zweck öfters erst die ganze Ladung ausgepackt werden muss. Das ganze Gebiet zwischen Ndungo und Mbumba wurde von den Leuten Okondokondo genannt, eine herrliche Landschaft mit saftigen Wiesen, schönen Anpflanzungen von Mais und Erdnüssen, zwischen denen überall die grauen Hütten der Bewohner, von prächtigen Platanen umgeben, hervorblickten.

Gegen Abend hielten wir in einem Dorfe auf Mbumba-Insel, ich war aber sehr betroffen über die eigenthümliche Ruhe, die dort herrschte. Kein Mensch kam uns entgegen, der König liess sich nicht sehen; ich bezog einfach das Haus des letzteren, ohne dass sich Jemand darum gekümmert hätte. Endlich erschienen einige Gestalten, und betrachteten stillschweigend meine Utensilien; kurz der Empfang

war sehr eigenthümlich. Schliesslich erfuhr ich die Ursache: eine Frau des Königs war gestern in den Wald gegangen, um Holz und Früchte zu holen, dabei kam sie bis dicht an das Wasser und wurde von einem M'pangwe (Osheba), der am anderen Ufer war, bemerkt. Dieser letztere schoss die Frau ohne Weiteres todt. Recht bezeichnend für dieses wilde Volk! Die Okota nun fühlen sich viel zu schwach und zu ohnmächtig, um irgend etwas gegen die Osheba zu unternehmen, und können weiter nichts thun, als sich immermehr vor diesen zurückzuziehen. Früher, es kann noch nicht 10 Jahre her sein, befanden sich zahlreiche Okota-Dörfer am rechten Ufer, und man sieht noch vielfach deren Ueberreste; gegenwärtig leben alle Okota am linken Ufer oder auf Inseln.

Hier wird sehr viel Liamba gebaut. Es ist dies eine dem indischen Hanf sehr ähnliche, wahrscheinlich mit diesem identische Pflanze, deren Blätter leidenschaftlich gern geraucht werden und eine opiumartige Wirkung haben. Man bedient sich zum Rauchen dieses Krautes der 4—5 Fuss langen Blattstiele der Platanen, die ausgehöhlt werden und an deren spitzerem Ende eine kleine Thonpfeife gebunden wird. Gewöhnlich wird das Liamba unter anderen Tabak gemischt; dadurch wurden dichte Dampfwolken erzeugt, die einen betäubenden Geruch haben.

Wir verliessen am anderen Tage erst gegen Mittag die Insel Mbunba, da am Morgen ein heftiges Gewitter ausbrach, und gelangten nach einer vierstündigen harten Fahrt durch das felsene Inselgewirr nach der letzten, aber ziemlich bedeutenden Okota-Town, Mbongo, wo ich dem Wunsche Renoki's nachgeben musste und einige Tage Rast machte.●

Auf dem Wege dahin konnte ich an den zahllosen Felsen die Lagerungsverhältnisse der Schiefer recht deutlich wahrnehmen. Das Gestein bestand hier aus einem schmutzig-grauen, glimmerreichen Thonschiefer; derselbe war im Grossen in dicken Bänken abgetrennt, im Kleinen war er sehr dünnschiefrig, da wo er stark dem Wasser ausgesetzt war, blättrig. Die Schieferungs- und Schichtungsflächen fielen zusammen, dagegen wurde das Gestein noch nach allen Richtungen von Klüften durchsetzt. Ueberall zeigte sich ein Fallen nach Osten unter einem Winkel von vielleicht 75° und im Allgemeinen ein Streichen von Nord nach Süd. An einer Stelle war diesem Thonschiefer ein grobes Quarzconglomerat, bestehend aus abgerundeten haselnuss- und bohnegrossen Brocken von weissem, blauem und rothem Quarz, direkt aufgelagert, dann kam wieder Thonschiefer, so dass dieses Conglomerat eine Einlagerung bildete.

Gegen Abend also kamen wir in Mbongo an. Es ist dies ein Complex von mehreren kleinen Dörfern, reizend am Fusse eines steilen Hügels gelegen, von dem an mehreren Punkten Quellen oder

Bäche in Form von Wasserfällen herabstürzten, das erste Quellwasser, das wir auf unserem Wege fanden. Als wir ankamen, war der König gerade abwesend; bald erschien er und zwar in sehr aufgeregtem Zustande. Er kümmerte sich anfangs gar nicht um uns, sondern hielt eine leidenschaftliche Rede an sein Volk, worin er erklärte, die M'pangwe fürchteten die Okota! Es hatte sich nämlich am rechten Ufer ein einzelner M'pangwe sehen lassen, wahrscheinlich um mit den Okota über irgend ein Palaver zu sprechen. Unser guter König war nun wirklich mit starker Begleitung hinübergerudert, und da der einzelne Osheba den Trupp Okota nicht ohne Weiteres getödtet und aufgefressen hatte, so betrachtete der König das Ganze als eine grosse Heldenthat seinerseits!

Ich will hier bemerken, dass die Osheba keine Canoes haben, sondern sehr primitive Flösse: 4 Stangen zusammengebunden, und manchmal noch eine Art Geländer herum, das ist Alles. Im Uebrigen benutzen die M'pangwe selten den Fluss, sondern gehen nur Landwege; es sollen vom Okande-Lande an durch den Wald bis nach dem Rhembo, also in die Nähe von Gabun, Buschwege geben. Sicher ist, dass nur auf diesem Wege die Osheba ihre Gewehre, Pulver etc. bekommen haben.

Der König von Mbongo ist ein gutmüthiger, sehr beweglicher Mann mit nur einem Auge, der mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen suchte. Er war durchaus nicht habgierig, sondern mit allem zufrieden, was ich ihm gab. Obgleich er nicht der mächtigste Okota-König ist, so hat er doch viel Einfluss, denn in seinem Orte ist der Mittelpunkt des Okota-Sklavenhandels, in ähnlicher Weise, wie in Lope gewöhnlich die Sklavengeschäfte der Okande abgemacht werden.

Ich bestieg mehrmals den kleinen Hügel dicht hinter dem Dorf, von dem aus man eine hübsche und weite Aussicht genießt. Recht imposant ist der Anblick des schräg gegenüberliegenden, vielleicht 2500' hohen Otombi, dessen zwei höchste, nicht bewaldete Spitzen häufig von Wolken bedeckt sind, was vielleicht die Veranlassung zu der unglücklichen Entdeckung von Vulkanen gegeben hat. Der Otombi wie alle umherliegenden Hügel und Berge gehört noch zu dem Schiefergebirge; die Abhänge der meisten Berge hier sind mit grossen und kleinen Quarzgeröllen bedeckt.

Wir wollten am 31. Dezember früh aufbrechen, aber der Himmel war so stark bedeckt, dass wir fürchten mussten, tüchtig durchnässt zu werden. Bald brach denn auch ein echtes tropisches Gewitter aus, das aber nicht lange andauerte; trotzdem beschloss ich, nun noch heute hier zu bleiben.

Am 1. Januar des neuen Jahres verliessen wir Mbongo und damit das Okota-Gebiet.

Was den Charakter der Okota im Allgemeinen betrifft, so muss ich denselben im Verhältniss zu den Akelle, M'pangwe und anderen Stämmen als friedlich bezeichnen. Indess ist es mehr Furcht und das Bewusstsein der Ohnmacht, was sie hindert, feindselig gegen Andere aufzutreten, und eine gewisse Hinterlist ist ihnen nicht abzusprechen. Sie sind faul, ihre Hütten sind dürftig und unrein; sie machen weder Gummi noch schlagen sie Holz, ihre ganze Thätigkeit ist der Sklavenhandel, wobei sie eine Art Unterhändlerrolle spielen und sich dadurch ihre geringeren Bedürfnisse (Gewehre und Pulver vorzüglich) verschaffen. Die wenigsten tragen Zeug, sie begnügen sich mit einem selbstverfertigten Mattenkleid, das sie um die Hüften schlagen.

Von Kunstprodukten bemerkte ich wenig: schlechte Thontöpfe, roh aus Holz geschnittene Sessel, aber ihre Pfeifen sind von einer interessanten und ungewöhnlichen Form. Das Rauchen gehört zur Hauptbeschäftigung und Viele bringen die Pfeife den ganzen Tag nicht aus dem Munde.

Die gesammte Okota-Bevölkerung ist nicht sehr stark und dürfte dieselbe, die zahlreichen Sklaven abgerechnet, nicht viel über 1000 bis 1500 Seelen betragen. Alle Okota bewohnen, wie schon erwähnt, gegenwärtig das linke Ufer des Flusses oder die in demselben liegenden Inseln.

Trotz stark bewölktem Himmel brachen wir am 1. Januar 1875 frühzeitig von der letzten Okota-Town auf und erreichten Abends eine kleine Sandbank, nicht weit vom ersten Apingidorf, auf der wir das Nachtlager aufschlugen. Das Wasser war auf der durchfahrenen Strecke wiederum ausserordentlich reissend und gefährlich, besonders an einer Stelle am Fuss des Otombi, wo der Fluss eine scharfe Biegung von NO. nach SO. macht; wiederholt musste ausgestiegen werden. Das auftretende Gestein war ein sehr feinkörniger Gneiss, ähnlich demjenigen, aus dem die grossen (erratischen oder wenigstens angeschwemmten) Felsblöcke bei Adolinalonga und am Eliva s'Jonanga bestehen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Blöcke aus diesem Gebiet stammen.

Unsere Flotte hatte sich vergrössert: einige kleinere Okota-Canoes schlossen sich an, wahrscheinlich um mit den Apingi Sklavengeschäfte abzumachen, und ebenso ein auf der Rückfahrt begriffenes Canoe mit Okandeleuten.

Am andern Tag passirten wir einige provisorische Apinginiederlassungen, sowie eine Reihe verlassener und verödeter Dörfer, und hielten gegen Mittag in einer grösseren Apingi-Town, die Limbareni genannt wurde, also ebenso wie King Renoki's town. Meine Begleitung schien keine grosse Lust zur Weiterfahrt zu haben und so blieben wir hier. Ich nahm vom Hause des Königs Besitz, dem

einzigem, in dem man allenfalls eine Nacht zubringen konnte; alle anderen Häuser waren elende schmutzige Hütten.

Das ganze, aus 15—20 Häusern bestehende Dorf machte überhaupt einen ärmlichen Eindruck: die Hütten, wie bemerkt, sehr dürftig, nur aus einigen Stangen, einem verfallenen Mattendach und Wänden aus Baumrinde bestehend, klein und niedrig; Hühner und Ziegen, die ich bisher immer reichlich fand, gab es hier nur sehr wenige.

Nur einige hundert Schritt von diesem Dorfe war ein zweites, Ampumante genannt, dessen Besuch mir aber nicht gern gestattet wurde. Man war nämlich gerade beschäftigt, „den Teufel aus einem Hause herauszutreiben“, oder, wie es sich in Wirklichkeit verhielt, es fand eine jener grossen Ceremonien statt, wobei ein Mensch (wahrscheinlich ein Sklave oder ein Verbrecher) zum Opfer fiel. Ich versuchte natürlich auf alle Weise Eintritt in das Dorf zu bekommen, aber alle Leute, selbst der alte Renoki und die übrigen Ininga-Chefs riethen mir ab. Ich würde mir damit ein grosses Palaver zuziehen, das mir einerseits sehr viel kosten würde, und andererseits bereitete ich auch den Ininga's grosse Unannehmlichkeiten. Ich musste demnach verzichten.

Die Apingi sind ein ungemein sanftes und ruhiges Volk, welches wohl nie mit einem seiner Nachbarn Fehde hat; auch sind sie numerisch viel zu schwach. Die hier am Fluss lebende Apingi-Bevölkerung beträgt wohl kaum mehr als 5—600 Köpfe (wobei die Sklaven abzurechnen sind); nun muss man aber berücksichtigen, dass Duchailu weiter südlich, am Mittellauf des Rhembo Ngunie auch Apingi getroffen hat, die jedenfalls von den unsrigen nicht verschieden sind, sodass diese letzteren vielleicht nur ein versprengter Zweig des ganzen Apingi-Volkes sind.

Handel mit den Weissen oder deren schwarzen Trade-men treiben die Apingi nicht; sie verfertigen weder Gummi noch findet sich viel Elfenbein in ihrem Gebiet; ihre einzige Beschäftigung ist der Sklavenhandel, wobei sie entweder selbst nach Okande gehen, und die dort gekauften Sklaven an die Galloa und Ininga verkaufen oder auch eine Art Vermittler spielen. Ihre Industrie ist gleichfalls unbedeutend: sehr primitive, jedes Ornaments entbehrende Töpfe und Schalen von Thon, kleine Thonpfeifen und kleine gelbe Matten, aus denen sie ihre Kleidung verfertigen; selten sieht man Baumwollenzeug verwendet, Männer und Frauen bedienen sich einfach eines grossen Stückes Mattenzeug, das sie um die Hüften schlagen; Kinder gehen natürlich nackend. Wie alle Negervölker, die wenig auf ihre Toilette geben, verwenden sie dagegen grosse Sorgfalt auf die Pflege des Haupthaars. Die Frauen bauen sich Wülste von colossalen Dimensionen auf dem Kopfe auf, und die Männer scheeren

allerhand Figuren, Kreise, Halbkreise, Streifen etc. in das Haar. Viele scheeren den Kopf ganz glatt und lassen nur am Wirbel, oder vorn an der Stirn, oder an den Seiten ein kleines Haarzöpfchen stehen.

Um übrigens den Leuten nicht ganz Unrecht zu thun, muss ich noch einer Art Kunstthätigkeit erwähnen, der sich in zahlreichen eingeschnittenen Verzierungen auf Bänken, Thüren und Fenstern zu erkennen gab; die dadurch im Holz entstandenen Vertiefungen waren häufig mit schwarzer, rother und weisser Farbe ausgefüllt, sodass dadurch die sonderbarsten Figuren entstanden.

Im Laufe der nächsten Tage passirten wir noch eine Reihe kleiner Apingi-Niederlassungen, von denen eine der andern glich; die Bevölkerung ist hier sehr schwach, oft fanden wir nur einige wenige Leute im Orte, die Mehrzahl war im Wald, um M'beka zu bereiten. Es besteht dieses hier sehr häufige Nahrungsmittel aus den Kernen der wilden Mangowpflaume; die Leute bleiben dann oft Wochen lang im Busch und errichten sich an etwas offenen Stellen Schutzdächer, unter denen sie die Nächte zubringen.

Am 4. Januar traf ich zum ersten Mal mit Abongo oder nach Duchailu Obongo (Babongo ist der Singular) zusammen. Späterhin habe ich noch mehrfach Gelegenheit genommen, deren Niederlassungen zu besuchen, und ich will hier, vorgehend, meine Ansichten und Beobachtungen, welche letztere natürlich noch mangelhaft sind, über dieses Völkchen anbringen.

Zunächst bilden die Abongo keine zusammenhängende Nation mehr, sondern sie leben vereinzelt und zerstreut zwischen den verschiedenen Völkerschaften, deren Sprachen sie dann annehmen. Es gibt Abongo-Niederlassungen zwischen den Osheba, und ebenso finden sich dieselben im Apingi- und Okande-Gebiet; ja ich hörte sogar, dass sich bereits in dem Gebiet zwischen dem Rhamboe-River und Cap Lopez, sowie in den Wäldern zwischen Muni und Mundah vereinzelt Akoa-Familien niedergelassen hätten. Mit Akoa bezeichnen die Gabunesen Orangu, Nkomi, Galloa und Ininga, überhaupt alle im Busch lebenden Neger; auch die Abongo im Okandelande wurden mir anfangs immer als Akoa bezeichnet.

Bei der Wahl eines Wohnortes, der übrigens häufig gewechselt werden mag, vermeiden die Abongo soviel wie möglich die Nähe eines bewohnten Ortes; die Niederlassungen, die ich besuchte, waren sämtliche Stunden weit vom nächsten Dorf entfernt. Die umwohnenden Völkerschaften dulden die Abongo als völlig ein harmloses und ungefährliches Volk das für sie nur insofern Interesse hat, als sie demselben hin und wieder die Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die Abongo, in ihrer Vereinzelung völlig unfähig zur Gegenwehr, suchen sich im Gefühl ihrer Ohnmacht natürlich so gut

wie möglich zu verbergen und wählen deshalb oft mitten im Urwald, aber immer in der Nähe eines fischreichen Wassers, ihren Aufenthaltsort. Der Charakter der Abongo ist in Folge einer vielleicht durch Jahrhunderte fortgesetzten Verfolgung und Unterdrückung scheu und furchtsam geworden; sie sehen in jedem andern Neger ihren natürlichen Gegner, von dem sie nur Schlimmes zu erwarten haben, und vermeiden so viel als möglich den Verkehr mit ihrer Umgebung. Ihre geistige Entwicklung ist sehr unbedeutend; Stumpfsinn und Apathie, völlige Gleichgiltigkeit gegen Alles, was von Aussen kommt, drückt sich schon in ihrer Kopfbildung, der niedrigen Stirn und ihrem nichtssagenden, unruhigen Auge aus. Während andere Nationen die verschiedenen Utensilien des weissen Mannes mit Neugierde und Erstaunen betrachten, erregte bei meinen Besuchen Nichts das Interesse der Abongo. Völlig gleichgiltig blieben die Leute bei unserem Erscheinen liegen, und erst als sie Salz sahen, wurden sie etwas lebhafter und tauschten dieses kostbare Gut gegen M'bēka und Fische ein. In der Hautfarbe unterscheiden sich die Abongo nicht von den anderen Negerstämmen; es ist jenes Lichtchokoladenbraun in den verschiedensten Nüancirungen, was man hier überall antrifft.

In der neuerdings so vielfach ventilirten Frage der „Zwergvölker“ spielen nun bekanntlich die Abongo keine unbedeutende Rolle, und es ist besonders Duchailu gelungen, durch seine phantasiereichen Schilderungen der Obongo-dwarfs eine Reihe falscher Vorstellungen zu erwecken. Die Abongo sind nicht nur ein geistig heruntergekommenes (oder auf tiefer Entwicklungsstufe stehen gebliebenes), sondern auch ein körperlich verkommenes Volk, bei dem ich nie eine grosse und kräftige Gestalt gefunden habe. Wohl aber sah und maass ich verschiedene Männer von $5\frac{1}{2}$ Fuss (1,75 Meter), während ich andererseits einige junge, aber ausgewachsene Burschen von nur 1,48 Meter, und mehrere ältliche Frauen von 1,30 Meter beobachtete; Missverhältnisse von einzelnen Körperteilen zum Ganzen bemerkte ich nicht.

Meine Beobachtungen beziehen sich natürlich nur auf ein sehr beschränktes Gebiet; ich kenne nicht die von Duchailu gesehenen Abongo, noch diejenigen am Congo; ich hoffe aber, dasselbe Volk weiter im Innern, vielleicht unter einem anderen Namen wieder anzutreffen. Ich bin überzeugt, dass die Schweinfurth'schen Akka und die hiesigen Abongo zu einem und demselben grossen, aber versprengten und unterdrückten Volke gehören, von dem man wohl mit Recht annimmt, dass sie die Autochthonen des äquatorialen Afrika's sind, und sie in demselben Verhältniss zu den anderen Nationen stehen, wie in Südafrika die Buschmänner zu ihrer Umgebung. Nach allem aber möchte ich mit dem Worte „Zwergvolk“

sehr vorsichtig umgegangen wissen; es knüpfen sich Vorstellungen daran, die mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen.

In der ganzen Lebensweise der Abongo, im Bau der Wohnungen, in den Nahrungsmitteln, den Waffen etc., zeigt sich, dass dieselben auf einer niedrigeren Bildungs- und Entwicklungsstufe stehen, als alle die zahlreichen Volksstämme, zwischen denen sie wohnen. Im Okandelande hatten Abongo die aus irgend einem Grunde von den Okande verlassenen Häuser eingenommen und wohnten hier in den verfallenen Hütten. Im Apingilande besuchte ich eine sehr interessante Abongo-Niederlassung. Dieselbe liegt, weit ab von jedem Apingidorf, am Fluss, ist aber von diesem durch einen Streifen Wald getrennt, so dass das Dorf vom Fluss aus nicht bemerkt werden kann. Der Zugang zu den Hütten war ein sehr schlechter; diese letzteren selbst lagen mitten im Wald in einer kleinen künstlichen Lichtung. Kein Platanenbaum, kein Maisfeld, nichts verrieth die Existenz von menschlichen Wohnungen. Die ganze Ansiedelung bestand aus 10 Hütten und einem Schutzdach, die Bevölkerung aus 20—30 Köpfen. Die Hütten sind halbkugelförmig, circa 4—5 Fuss hoch, von einem gleich grossen Durchmesser und bestehen nur aus dünnen biegsamen Zweigen, die an zwei Enden in die Erde gesteckt werden; die Oeffnungen zwischen den einzelnen Zweigen sind mit grossen Blättern verdeckt. Am Fussboden findet sich eine $1\frac{1}{2}$ Fuss hohe und ebenso breite Oeffnung, durch welche die Abongo in das Innere der Hütte kriechen. In letzterer selbst befindet sich nichts weiter als eine rohe Matte, als Schlafstelle, die manchmal noch auf einige Zoll über den Erdboden erhabenen Stäben liegt, sowie das unvermeidliche, nie völlig verlöschende Feuer. Ausserdem befand sich noch in der Niederlassung ein aus einigen Stangen und darüber gelegten Matten bestehendes Schutzdach, unter welchem 6—8 ähnliche Schlafstellen waren, wie in den Hütten. Das Ganze machte einen unglaublich dürftigen Eindruck. Die Bewohner waren entsetzlich schmutzig und lagen faul in ihren Hütten; nur einige alte Weiber bereiteten M'bēka aus Buschmangow; dieses und Fische bilden die gewöhnliche Nahrung der Abongo. Die Kleidung der Leute war mehr als dürftig: ein kleines Stück schmutzige Matte war das einzige Kleidungsstück der Männer; erwachsene Mädchen und selbst Frauen liefen fast nackt herum, und einige nackte, entsetzlich schmutzige Kinder krochen bei unserer Anknunft furchtsam in die Hütten. Für Baumwollenzeug, Perlen, überhaupt Schmuckgegenstände zeigten die Abongo wenig Interesse, dagegen waren sie begierig nach Salz; es ist dies überhaupt am oberen Ogowe ein sehr bedeutender Handelsartikel und bildet beim Sklavenkauf, nächst Gewehren und Pulver, das wichtigste Kaufobjekt.

Von Waffen bemerkte ich nur einige roh gearbeitete Speere,

die wahrscheinlich von den Akelle stammen, sowie kleine Bogen mit nur einen Fuss langer Sehne, wozu sie hölzerne, an der Spitze vergiftete Pfeile haben. Das Gift soll, wie man mir sagte, sehr stark sein und die geringste Verwundung den Tod des getroffenen Thieres bewirken. Zum Fangen der Fische stellen sie einen Korb in das Wasser, aus dem die Fische nicht heraus können. Ferner stricken sie sehr grosse und starke Netze zum Fangen von Buschthieren. Diese Netze werden zwischen den Bäumen halbkreisförmig ausgespannt, und von der anderen Seite treiben dann die Abongo die Thiere unter grossem Geräusch hinein, um sie dann zu erlegen.

Alle die Abongodörfer tragen den Charakter einer provisorischen Niederlassung. Die Leute sind stets darauf gefasst, vom Nachbarvolk vertrieben zu werden, und sind deshalb stets bereit zum Aufbrechen, um an einer anderen Stelle, wo sie eine Zeit lang sich gesichert glauben, ihr dürftiges, so wenig Ansprüche stellendes Vegetiren fortzusetzen.

Ueber die Sprache der Abongo siehe weiter unten die Bemerkung zur Sprachentabelle. —

Noch am 4. Januar verliessen wir das Apingi-Gebiet und hielten Abends an einer Obope genannten Stelle, am Fusse eines sanft ansteigenden Hügels, von dem ein schäumender Giessbach herabkam. Bereits seit einigen Tagen beobachtete ich viele Rollstücke von echtem Glimmerschiefer, und hier traf ich denn das Gestein anstehend. Das in mächtigen Bänken abgesonderte Gestein besteht fast nur aus silberglänzenden Glimmerblättchen und kleinen rothen Granaten; letzteres Mineral ist so häufig, dass man das Gestein recht gut als Granatglimmerschiefer bezeichnen kann.

Der nächste Tag war sehr beschwerlich für meine Leute; der Strom macht häufig starke Biegungen und das Wasser war in Folge dessen ungemein reissend. Es mussten öfters alle Gegenstände aus den Canoes genommen und eine Strecke getragen werden. Ich selbst ging den grössten Theil des Tages auf den Höhen, die nur mit Gras bewachsen sind und über die sehr gute Fusswege führen. Ich passirte dabei mehrere kleine Akelle-Dörfer; die Thäler zwischen den einzelnen Bergen waren dicht bewaldet und schwierig zu durchgehen, ohne Weg und Steg, und nur vereinzelte geknickte Zweige geben die Richtung an, in der man das nächste Dorf antrifft. An einer Stelle kamen wir in eine grosse Elefantenzanz, d. h. einen grossen umfriedigten Raum, in welchen man die Elephanten treibt, um sie dann leichter zu erlegen. Wir schlugen unser Nachtquartier in der Nähe eines kleinen Akelle-Dorfes auf, welches kaum mehr als eine Stunde von Mbombi, der ersten Okande-Town, entfernt ist.

Ehe wir am anderen Morgen aufbrachen, fand noch eine grosse Feierlichkeit statt. Renoki hielt eine grosse Rede, die häufig durch

das Klingeln mit der Fetischglocke unterbrochen wurde; er deutete darauf hin, dass wir nun das lang ersehnte Okande-Land betreten hätten, und ermahnte besonders, dass sich die Iningaleute sowohl als meine Gorre und Gabunesen vor Streitigkeiten mit den Okande und den anderen Völkern hüten möchten; denn es seien dies ihnen gegenüber doch nur „Wilde“ und bushmen! Darauf wurde wieder die weisse Medizin gekocht, womit sich die ganze Gesellschaft Arm, Brust und Gesicht bestrich. Wir passirten an diesem Tage die Dörfer Mbombi und Abongo und hielten Abends in Njamba.

Die Okande-Towns liegen nicht direkt am Wasser, sondern auf den Höhen. In letztgenanntem Dorf hielt ich mich einige Zeit auf, ich war der erste Weisse, der dasselbe besuchte, und die Leute waren ungemein neugierig. Die Lage desselben ist sehr schön; es besteht aus zwei langen Reihen grosser und gut gebauter Häuser, die durch eine sehr breite und reinlich gehaltene Strasse getrennt sind; am äussersten Ende des Dorfes ist das Haus des Königs, gleichzeitig Palaverhaus. Das ganze machte einen überaus freundlichen und angenehmen Eindruck. Man beschenkte mich von allen Seiten mit Hühnern, Ziegen und Platanen, so dass meine Leute sehr befriedigt von dem Empfang im Okandegebiet waren. Die Nachtquartiere wurden nicht im Dorf, sondern an dem Flussufer errichtet, wohin dann die Dorfbewohner schaaarenweise kamen und wo sich nun ein ausserordentlich buntes und lebhaftes Bild entwickelte. Die Leute brachten alles nur Mögliche zum Verkauf: Ziegen und Schafe, Hühner, Honig, Platanen, Mais, Erdnüsse, M'bëka, Fische etc., ebenso Holzschnitzereien und Korbflechtereien, von denen sie wussten, dass ich sie gern kaufte, kurz, die zahlreichen Bivouakfeuer beleuchteten einen Jahrmakkt mit Hunderten von Menschen, unter denen ich der einzige Weisse war.

Am 7. Januar brachen wir wieder auf, und ich ging fast den ganzen Tag längs des Ufers, theils des schlechten Wassers wegen, theils um die verschiedenen Okande-Towns zu besuchen. Die grosse Mehrzahl derselben war ziemlich leer, da sich die Bevölkerung in den Plantagen aufhielt, alle aber bestanden aus grossen, gut gebauten Häusern und lagen reizend auf den Abhängen der Berge. Die Nacht brachten wir gleichfalls in einem Okande-Dorfe zu, dessen Bevölkerung ungemein neugierig war und mein ganzes Treiben mit grossem Erstaunen betrachtete. In dem Fetischhaus des Ortes sah ich einige gut erhaltene Gorillaschädel, die man mir aber nicht überliess, da sie als Heiligthum verehrt wurden. Dieses Thier soll südlich von hier, nach dem Ashiralande zu, häufig sein.

Am andern Morgen liess Renoki wieder eine seiner grossen Feierlichkeiten los, wir näherten uns ja Lope, dem Endpunkt der Okande-Reisenden. Unter beständigem Schiessen, Tamtamschlagen

und Rasseln der Fetischglocken näherten wir uns langsam dem reizend gelegenen kleinen Dorfe. Der Fluss macht eine kurze Strecke vor dem Orte eine starke Biegung, und plötzlich bietet sich dem Auge die herrlichste Landschaft dar: eine seeartige Erweiterung mit einer kleinen Bucht, so weit das Auge reicht, eine grosse Ebene mit saftigem Grün bedeckt und nur stellenweise durch kleine Baumgruppen unterbrochen; dicht am Wasser erhebt sich ein schöner Granitkegel, der Okeke, an dessen Fusse sich die wenigen Häuser von Lope befinden. Obgleich dieses Dorf sehr klein ist, so ist dasselbe trotzdem der Mittelpunkt des Handels zwischen Ininga und Okande eben seiner bequemen Lage wegen.

Zwischen Lope und Ashuka, der letzten Okande-Town, dehnt sich eine grosse Prairie aus, in welcher sich zahlreiche kleine Niederlassungen befinden, meist nur von einer oder einigen Familien bewohnt. Da der Fluss zwischen Lope und Ashuka einen halbkreisförmigen Bogen bildet mit zahllosen Stromschnellen etc., so findet der Verkehr zwischen beiden Orten über Land statt; die Entfernung beträgt ungefähr drei Stunden. Etwas oberhalb Lope bildet der Strom eine grosse Insel, Egenshi genannt, auf der gleichfalls zahlreiche kleine Okande-Dörfer, sowie auch einige Abongo-Niederlassungen sich befinden; letztere haben verlassene und zerfallene Okande-Hütten eingenommen. Vor einiger Zeit ist der mächtigste unter den Okande-Königen gestorben, und man hatte nur die Ankunft Renoki's erwartet, um eine neue Krönung vorzunehmen. Das Verhältniss der Ininga, und besonders der Familie des Renoki, zu den Okande ist ein ganz eigenthümliches. Jedes grössere Okande-Dorf hat allerdings eine Art König, der gewöhnlich der Aelteste des Ortes ist; alle diese stehen aber doch unter dem Hauptkönig, und dieser hat schon seit sehr langer Zeit dem Ininga-Stamm und speciell Renoki's Familie angehört. Daher rührt denn auch der grosse Einfluss, den die Ininga auf dem Flusse haben.

Der neugewählte König war ein junger Mann, Namens Baja, das Dorf, in welchem er seine Residenz aufgeschlagen hat, heisst Manjibenga und liegt auf der erwähnten Insel Egenshi. Er ist ein Urenkel von Renoki und der letzte lebende Sprössling von dessen grosser Familie im Okande-Lande.

Die Feierlichkeit wurde natürlich mit möglichst grossem Pomp durchgeführt; der neue König erhielt von Renoki zahlreiche Geschenke: einen grossen schweren Artillerietuchmantel, einen Kürassierhelm, Stoffe, Salz etc. Natürlich musste ich auch entsprechende Geschenke geben, über die der junge Herrscher sehr erfreut war, so dass ich ihn mir gewissermaassen zum Freund gemacht habe. Er versprach mir, er wolle, sobald ich wiederkäme, Alles für mich thun, was in seinen Kräften stehe. Der Hauptakt der Feierlichkeit bestand

in der langen Rede, die Renoki vor der zahlreichen Versammlung hielt, und worin er dem jungen König seine Rechte und Pflichten auseinandersetzte, und dann die Okande und Ininga Gehorsam zum ermahnte.

Der Stamm der Okande ist ziemlich zahlreich und es dürfte die Summe von 3—4000 Seelen nicht zu hoch gegriffen sein; freilich vertheilen sich die Okande auch über ein Gebiet von 15—20 Quadratmeilen. Dicht bei den Okandeleuten, und öfters mitten unter ihnen wohnt noch das Volk der Asimba, deren Sprache aber nur ein Dialekt des Okande ist. Während erstere sich mehr in der Nähe des Flusses angesiedelt haben, sind die Wohnungen der Asimba mehr im Binnenlande, südlich von Lope; sonst ist kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Stämmen, sie verhalten sich zu einander wie die Ininga zu den Galloa.

An das Okandegebiet im Südwesten grenzen die so weit verbreiteten Akelle, und zwar ist es hier der Stamm der M'bangwe, die sich von den eigentlichen Akelle fast durch nichts, als durch eine kleine Dialektverschiedenheit unterscheiden. Sie sind die einzigen in diesem ganzen grossen Gebiet, die hin und wieder etwas Gummihandel treiben; da aber von Okota an nirgends auf dem Flusse Trade-men waren, so hatten sie selten Gelegenheit, den Gummi zu verkaufen, und es blieb ihnen schliesslich auch nur der Sklavenhandel. Wie die eigentlichen Akelle, sind unter den M'bangwe auch Schmiede, die jene eigenthümlich geformten kleinen Wurfmesser, dann aber auch bis drei Fuss lange Buschmesser verfertigen. Sie benutzen dazu dieselben ebenso so einfach als sinnreich construirten Blasebälge wie die M'bangwe. Die Okandeleute sind ein schöner Menschenschlag, der fast nur aus grossen kräftig gebauten Gestalten besteht; dabei sind sie friedfertig und gutmüthig gegen Weisse im höchsten Grade, und ich gestehe gern, dass mir von allen den zahlreichen Stämmen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der Okandestamm der liebste ist, und dass ein Aufenthalt auf der so herrlich und gesund gelegenen Hochebene von Lope sehr viel Angenehmes bietet. Man findet häufig frisches Quellwasser, die Prairie ist reich an Heerden von wilden Rindern, deren Fleisch vorzüglich ist und mir sehr zu statten kam; in den Dörfern findet man zahlreiche Ziegen, Schafe und Hühner; Eier, Honig, Mais, Erdnüsse, Platanen, Yams etc. bringen die Leute täglich, kurz dieses Okandegebiet ist ganz geeignet für einen längeren Aufenthalt. Die Leute besitzen einen für hiesige Verhältnisse grossen Kunstsinn, und besonders sind ihre Holzschnitzereien, wovon ich natürlich so viel wie möglich erworben habe, von ungemeiner Schönheit. Auch durch ihre Töpferarbeiten, denen sie recht gefällige Formen zu geben wissen, sowie durch das Verfertigen von allen möglichen Sorten

von Körben unterscheiden sie sich vortheilhaft von allen sie umgebenden Völkern.

Von Waffen ist hier bereits das alte Feuersteingewehr eingeführt, Bogen und Pfeile haben die Okande nicht, Spiesse sind selten, und mehr zur Zierde tragen sie am Gürtel ein kurzes aber sehr breites Messer, gewöhnlich in einer Holzscheide steckend, die mit Schlangenhaut überzogen und oft mit einem hübschgeschnitzten Griff versehen ist. Flinte und Pulver haben in Afrika schnellere Fortschritte gemacht als die Reisenden, und ich möchte fast glauben, dass man, von Okande aus in nordöstlicher Richtung reisend, immer Stämme trifft, die Gewehre haben, bis in das Nilgebiet hinüber.

In Folge des Sklavenhandels in Okande trifft man daselbst eine Menge Menschen, die nicht selten weit aus dem Innern stammen, und ich benutzte natürlich jede Gelegenheit, um irgend Etwas zu erfahren. Freilich muss man sehr vorsichtig mit derartigen Aussagen sein, die sich überdies oft widersprechen; immerhin aber waren sie mir sehr interessant.

Zunächst sprach man oft von einem grösseren Fluss Lolo, der 5—6 Tagereisen von Okande münden soll. Seine Richtung wäre südlich und sein Mittel- und Unterlauf würde von N'shavi beherrscht. Es ist dies natürlich derselbe Volksstamm, den bereits Duchaille auführt, und es war mir sehr interessant, hier den Namen N'shavi zu hören. Später traf ich sogar einen Sklaven, der dieser Nation angehörte, aber schon als kleines Kind von da weg nach Okande geführt worden war.

Ueber den Lauf des Flusses weiter ostwärts erfuhr ich: das Wasser ist noch weit hinauf ebenso schlecht und gefährlich als bisher, dann aber würde der Fluss sehr breit, wie ein Eliva (See), und das Wasser fliesse ruhig und ohne Stromschnellen. Von einem eigentlichen See, aus dem der Ogowe entspringe, wussten die von mir ausgefragten M'bamba- und Oshebo-Sklaven nichts; sie sagten im Gegentheil, wenn man noch über die seeartige Erweiterung hinaus reise, so gabele sich der Fluss in mehrere immer kleiner werdende Arme. Alles dies ist natürlich noch unsicher, und hoffe ich diese Verhältnisse bei meiner nächsten Reise aufzuklären.

Ueber die Bewohner an beiden Ufern des Flusses von Okande an aufwärts erhielt ich eine Menge verschiedener Daten. Folgendes scheint mir das Glaubwürdigste: das ganze rechte Ufer des Flusses ist bis weit über Okande hinaus von den Osheba's (M'pangwe) bewohnt; an einigen Stellen, wie bei einem Wasserfall, circa 3 Tage östlich von Okande, beherrschen dieselben auch das linke Ufer. Auf die M'pangwe's folgt (am rechten Ufer) das Volk der Mbele, die nicht dicht am Fluss wohnen, sondern auf den bewaldeten Höhen.

Die Reihenfolge der Volksstämme am linken Ufer ist: Okande,

Osheba (M'pangwe), Akelle (Mbangwe), M'bamba, Adama, Oshebo, Akota, Ateke, Awansi; ausserdem sprach man viel von Oshake, welches Wort aber im M'pangwe „Sklave“ bedeutet, so dass dies wohl keine Nation ist.

Ferner erzählte man: weit nach Süden hinunter wohnen Leute, welche des Tages über schlafen und nur des Nachts arbeiten; es seien dies sehr böse Menschen, die den Anderen nur Uebles zufügen; man hatte für sie das Wort Okuabundube.

Ausserdem wurde mir aber noch eine ganze Reihe anderer Namen genannt, von denen aber Niemand etwas Näheres wusste, wie Asango, Osame, Babumbe, Bundase, Mendumbo, Awansi, Umbete, Nshavi, M'pobe, Masange, Mikaneke, Mindumbo. Dass alle diese Stämme existiren, daran zweifle ich nicht, und jedenfalls bewohnen sie die verschiedenen kleineren Flüsse, aus denen der Ogowe zusammengesetzt sein soll. Ueber die Art und Weise, wie ich von Okande weiter reisen muss, sagte man mir: Renoki beherrscht den Fluss bis Okande; um von da ab weiter zu kommen, muss ich die Okande-Chefs gewinnen, deren Macht bis zu den Oshebo reicht. Von dort kann ich mit Osheboleuten bis zu den Umbete reisen; von da aus soll ich das Volk der Mikaneke zu erreichen suchen, die allerdings Menschenfresser seien; aber diese Leute erhielten Zeug, Gewehre, Pulver und Salz nicht von den Händlern der Westküste, sondern es kämen „weisse Männer“ zu ihnen. Dies wurde mir von mehreren Seiten bestätigt. Nimmt man also an, dass dieses Volk in nordöstlicher Richtung von Okande zu suchen ist, so ist es schliesslich nicht unmöglich, dass arabische Handelsleute aus Baghirmi oder den Nachbarstaaten bis da hinab kommen. Jedenfalls muss es mein Bestreben sein, diese Mikaneke zu erreichen.

Von allen den zahlreichen Volksstämmen, die ich während meiner Okande-Reise kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist schliesslich nur ein einziger zu nennen, welcher thatkräftig in die politische Geschichte (wenn man dieses Wort anwenden darf) dieses Theiles der äquatorialen Westküste eingreift, es sind dies die Fan. Sie sind in Allem den anderen Stämmen überlegen; durch ihre Wildheit und Grausamkeit von Allen gefürchtet, haben sie einen festen Zusammenhalt, wenn es gilt, ein anderes Volk zu vertreiben, trotz der häufigen kleinen Fehden und Streitigkeiten der verschiedenen Familien untereinander. Sie bilden numerisch eine gewaltige Masse, die, sei es in Folge eines inneren, unbestimmten Triebes, sei es geleitet von einem weit im Inneren wohnenden mächtigen Fan-König, immer weiter von Osten nach Westen vordringt. Bereits befinden sich zahlreiche M'pangwe-Niederlassungen am Muni und dessen Nebenflüssen, an der Mundah, am Cohit, Como, Rhemboe, sowie an der

linken Seite der Bai von Gabun, ja bereits an der Meeresküste zwischen Cap Pongara und Cap Lopez sind Fandörfer. Nicht zehn Jahre werden vergehen und die M'pangwe wohnen hier in Gabun mitten zwischen den M'pangwe, die entweder weichen oder sich mit ihnen vermischen werden. Es ist dies hier auch die allgemeine Ansicht, und der hiesige französische Gouverneur sieht dieses Vordringen der Wilden gar nicht ungern; er schützt im Gegentheil die M'pangwe bei jeder Gelegenheit.

Am Ogowe haben die Fan (dort Osheba oder auch Oshyeba) das ganze rechte Ufer von der Akelle-Town Samiketa an bis weit hinauf inne; die früher dieses Ufer bewohnenden Okota, Apingi und Okande sind erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln oder das linke Ufer vertrieben und wagen es kaum, ihre früheren Wohnsitze zu betreten, trotzdem die Towns der Fan oft stundenweit im Innern liegen.

Gegenüber so aktiven Charakteren spielen die verschiedenen kleinen Nationen am linken Ufer gar keine Rolle, und selbst die zahlreichen und mächtigen Akelle verschwinden doch den Fan gegenüber. Die Okota, Apingi, Okande, Asimba etc. im Gefühl ihrer Ohnmacht versuchen auch nie irgend welchen Widerstand; sie sind friedfertig aus Schwäche und fügen sich auch in ihre Bestimmung, nämlich den mächtigeren Stämmen Sklaven zu liefern. Diejenigen Chefs, die sich etwas Ansehen zu erwerben gewusst haben, dienen als Vermittler und scheuen sich nicht, die Leute des eigenen Stammes als Sklaven zu verkaufen.

Jedenfalls ist es von grossem Interesse, die Verbreitung der Fan nach Innen kennen zu lernen. Wie ich schon früher bemerkt, sind bei Schweinfurth Abbildungen von Njam-Njam und deren Waffen, Schmuck etc., und man könnte dieselben Bilder auf die Fan anwenden. Sehr viel Aufschluss darüber müssen die Sprachverhältnisse geben und ich suche daher immer einige Proben zu sammeln.

Was noch die geologischen Verhältnisse im Okande-Gebiet betrifft, so beobachtete ich schon etwas vor Lope Granit; dicht bei diesem Dorfe steht dieses Gestein in mächtigen Felsen an; es ist ein sehr grobkörniger Granit, bestehend aus grossen Feldspathkrystallen, silberglänzendem Glimmer, dessen grosse Blätter häufig in grossen Mengen zusammengedrängt sind und dem Gestein ein sehr charakteristisches Ansehen geben, sowie aus Körnern von rauchgrauem Quarz. Das Gestein ist an der Oberfläche stark zersetzt, und besonders die zahlreichen Feldspathkrystalle sind bereits dem Caonlinisirungsprocess unterworfen. Von vulkanischen Gesteinen war nirgends etwas zu bemerken, ebenso auffallend war mir der Mangel aller mineralischen Ausscheidungen.

Die Rückreise vom Okande-Gebiet zu den Ininga ging sehr schnell von statten, war aber fast noch gefährlicher als die Hinauffahrt. Die starke Strömung trieb die Canoes oft mit rasender Geschwindigkeit herab, und es war hierbei die staunenswerthe Flusskenntniss und Geschicklichkeit meiner Iningaleute zu bewundern. Sie kannten jeden einzelnen unter dem Wasser verborgenen Fels und wussten denselben geschickt zu umgehen; trotzdem sind mehreremals Canoes auf Felsen gerannt und stark beschädigt worden. An besonders gefährlichen Stellen stiegen sämtliche Leute aus, das Gepäck wurde getragen und nur zwei kräftige, junge Leute brachten das Boot durch die Strudel; oft bedurfte es nur einer zollweiten Abweichung von der richtigen Passage, und Canoe und Insassen wären an den Felsen zerschellt. Glücklicherweise kamen wir ohne Menschenverlust in das Akelle-Gebiet, wo das Wasser bereits ruhiger ist, zwei grosse Canoes aber hatten stark gelitten.

Als wir einige Stunden vor Limbareni, Renoki's town, waren, liess letzter sämtliche Canoes halten und machte wieder seinen Fetisch. Unter eigenthümlichen Gesängen näherten sich die dicht aneinander gedrängten Canoes dem Heimathdorfe, wo sich die zurückgebliebenen Weiber und Kinder aufgestellt hatten und mit lautem „m'bolo“ und „zamba“ die Heimkehrenden begrüßten.

Ein Zug nach dem Okandelande ist für diese Leute immer ein grosses und freudiges Ereigniss; bringen doch die Zurückkommenden stets zahlreiche Hühner, Ziegen, Schafe und vor allen Dingen Sklaven mit. Bereits haben sich Sklavenhändler vom Cap Lopez eingefunden mit allerhand verlockenden Waaren, um die lebende Ladung in Empfang zu nehmen und dieselbe dann an die portugiesischen Plantagenbesitzer oder an die M'pangwe etc. zu verkaufen. Ich will noch bemerken, dass die Ininga den neugekauften Sklaven gewöhnlich einen Fuss in einen schweren Holzklotz stecken, um sie am Entlaufen zu verhindern; auch werden häufig beide Hände durch ein Brett gesteckt, was die freie Bewegung der Arme nicht gestattet; Frauen und Kinder wurden für gewöhnlich nicht gefesselt, und nur bei Landmärschen wurden 6, 8--10 Personen zusammen an einen langen Strick gebunden und dieser Zug von Menschen durch laute Zurufe und gelegentliche Peitschenhiebe zum Vorwärtsschreiten getrieben. Besonders vorsichtige Käufer fesseln die Sklaven, zumal wenn es junge kräftige Leute sind, noch mit eisernen Ketten, die öfters von den Eingeborenen selbst verfertigt werden, im Canoe fest. Es fällt aber wohl selten einem dieser Gefangenen ein, zu entfliehen, da derselbe, selbst wenn die Flucht gelingt, doch nur von einem anderen Stamme eingefangen würde, und so vielleicht aus dem Regen in die Traufe kommt.

Schliesslich noch folgende Bemerkung. Man wird sich vielleicht

fragen, warum ich von Okande aus nicht weiter gereist bin. Wie ich schon bemerkt, muss man, um von da weiter zu kommen, die Okande-Chefs mit ihren Leuten gewinnen, und das kann natürlich nur mit guter Bezahlung (in Gütern) geschehen, denn die Okande entschlossen der Osheba wegen sich ungern zur Weiterfahrt. Diese M'pangwe-Furcht ist aber nun ganz ungemein gewachsen in Folge des Kampfes, den im vorigen Jahre die zwei französischen Reisenden mit den M'pangwe's hatten. Es sind da auf beiden Seiten Leute getödtet und verwundet worden, und die Osheba vergessen so etwas nicht leicht. Die Frage, ob es nöthig gewesen, dass die Franzosen schossen, will ich hier noch nicht näher erörtern, da ich bisher erst die eine Partei, die Okande darüber gesprochen habe; so viel ist gewiss, dass, wenn ich dahin komme, ein grosses Palaver statt findet, welches ich nur durch reiche Geschenke erwidern kann. Ich bedurfte also zur Weiterreise vieler Güter, auch war meine ganze Provision zu Ende, und ebenso hielt ich es für nöthig, noch einige Gorre zu engagiren (darunter habe ich einen Namens Ibrahim, der arabisch spricht); Alles das bestimmte mich zur Rückkehr. Ich denke nun, sobald die heftige Regenzeit etwas nachgelassen hat, aufzubrechen, so schnell als es eben möglich ist nach Lope zu reisen, und von da aus, so lange es geht, den Fluss zu benutzen, der jedenfalls rein östlich geht, dann aber in nordöstlicher Richtung ein Stück einzudringen suchen. Gesundheit ist das Einzige, was ich dazu brauche, alle Schwierigkeiten sind geringer gegenüber denen, die das Klima verursacht.

Als Ergebnisse meiner Okande-Reise muss ich schliesslich aufführen:

Der Ogowe-Fluss geht von der Insel Sorakotscha an, einige Biegungen abgerechnet, bis Okande, und nach den Aussagen der dortigen Leute noch weiter, rein östlich, schneidet also den Aequator nicht.

Das Okande-Gebiet ist ein Hochplateau von circa 400 Fuss über dem Meere. Begrenzt wird dieses Plateau im Westen von einer Reihe unter einander paralleler niedriger Hügelreihen, die aus verschiedenen krystallinischen Schiefen bestehen, und sich weit nach Nord und Süd erstrecken; man wird diese Bergketten schon ihrer grossen Ausdehnung wegen nicht unpassend als westafrikanisches Schiefergebirge bezeichnen können.

Von vulkanischen Erscheinungen beobachtete ich innerhalb des von mir durchreisten Gebietes keine Spur.

Der Fluss Lolo (vielleicht der wirkliche Oberlauf des Ogowe?) mündet fünf Tagereisen östlich von Lope in den Ogowe. Derselbe geht parallel mit dem Rhembo Ngunie, und wird in seinem Mittel- und Oberlauf von den von Duchailu entdeckten Nshavi's beherrscht.

Nach übereinstimmenden Aussagen einer Anzahl weit aus dem Innern stammender Sklaven erreicht man von Okande aus in wenig Wochen den Stamm der Mikaneke. Dieselben bekommen Salz, Gewehre, Kleider etc. nicht von der Westküste, sondern es kommen „weisse Männer“ aus dem Innern zu ihnen. Man kann also annehmen, dass man bei diesem Volksstamm arabische Händler (vielleicht aus Baghirmi) trifft.

Die unter verschiedenen Volksstämmen lebenden *Abongo* (*Obongo*, *Babongo*) sind die ihrer Schwachheit wegen geduldeten Ueberreste eines früher weit verbreiteten Volkes, die sich zu ihrer Umgebung verhalten wie die südafrikanischen Buschmänner zu den Kaffern etc., oder wie die Schweinfurth'schen *Akka* zu den *Monbuttu* etc.

Es ist schliesslich meine feste, auf eigene Anschauung begründete Ansicht, dass ein Vordringen von Okande aus in nordöstlicher Richtung möglich ist. Eine etwas schwierig zu überwindende Passage wird da sein, wo die *M'pangwe's* beide Ufer besetzt haben, und durch den Kampf mit den beiden französischen Reisenden im vorigen Jahre gegen Weisse und gegen die Okande etwas erbittert worden sind.

Ausserdem benutzte ich natürlich jede Gelegenheit, um ethnographisch-interessante, sowie naturhistorische Objekte zu sammeln, und hatte dabei auch Erfolg. Die ethnographische Sammlung zählt bereits 400 Nummern; die neuen Erwerbungen stammen vorherrschend aus dem Okande-Lande, wo recht hübsches Flechtwerk, sowie Thonwaaren und Holzschnitzereien verfertigt werden. Bei keinem andern Volke nahm ich etwas Aehnliches wahr. Ferner sammelte ich eine Anzahl schön gearbeiteter Messer, Glocken, Matten etc. Sehr erfreut war ich, als ich in einer armseligen *Abongo*-Niederlassung einen kleinen Bogen nebst vergifteten Pfeilen für eine Hand voll Salz erwarb.

Von zoologischen Gegenständen war es der *Gorilla*, dem ich wieder meine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Ich brachte denn auch zwei fast ganz vollständige Skelette dieses Thieres, sowie zehn zum grössten Theil sehr gut erhaltene Schädel zusammen. Ferner erhielt ich in Gabun ein vollständiges *Mangaskelett* und einen sehr guten Schädel, und das mit langen schwarzen Haaren bedeckte Fell eines grossen, hier *Babun* genannten Buschthieres. Auf dem Wege nach Okande hinauf sammelte ich natürlich auch Handstücke des vorkommenden Gesteines.

Mit dem Sammeln von Pflanzen und niederen Thieren kann ich mich gegenwärtig nicht befassen. Es nimmt dies zu viel Zeit in Anspruch und würde andere Arbeiten, die mir jetzt wichtiger erscheinen, zurückdrängen. So lange ich hier ganz allein reise, ist es nicht möglich, Allem gerecht zu werden.

Bemerkungen zur Sprachen-Tabelle.

Die nachstehende Tabelle enthält die Uebersetzung von 100 deutschen Wörtern in zehn verschiedenen Negersprachen, die ich, wie sie mir gerade der Zufall darbot, aufschrieb. Ich überlasse es natürlich Linguisten, über den Zusammenhang der einzelnen Sprachen sich auszusprechen, ich wollte weiter nichts als einiges Material zu derartigen Studien liefern, und es war mein einziges Bestreben, die Wörter so sorgfältig als möglich zu sammeln. Gegenwärtig hat sich übrigens mein Ohr schon mehr an die Aussprache von Negerwörtern gewöhnt, als früher. Hier möchte ich nur Folgendes bemerken:

Die M'benga-Sprache findet man auf Small- und Big-Elobi, auf Corisco, sowie auf der diesen Inseln gegenüberliegenden Küste und zwar noch nördlich von Corisco. Sie soll einige Aehnlichkeit mit der Akelle-Sprache haben.

Das M'pungwe ist ausserordentlich verbreitet, allerdings in verschiedenen Dialekten. Zunächst sprechen es die eigentlichen M'pungwe, d. h. die Gabun-Leute an beiden Ufern der Bai. Dialekte des M'pungwe sprechen die Orungu am Cap Lopez (gewöhnlich hier Cap Lopez-Leute genannt), ferner die N'comi (Kamma) am Fernand Vaz sowohl, als auch am Ogowe, dann die Galloa und Ininga am Ogowe. Alle diese Volksstämme sind an ihrem M'pungwe-Dialekt sowie an der Art und Weise des Sprechens wohl zu unterscheiden.

Die Osekiani*) (Shekiani) bewohnen die Wälder zwischen Muni und Mundah, und ebenso das Gebiet zwischen Gabun und Orungu. Im Gegensatz zu den übrigen entweder die See- oder Flussufer bewohnenden Stämmen werden sie allgemein als Bushmen bezeichnet, und im Laufe der Zeit ist es eine Art Schimpfwort geworden, wenn man Jemand als Asekiani (Singular von Osekiani) bezeichnet. Obgleich diese Leute häufig die Sprache des mächtigeren Nachbarvolkes annehmen, so ist es doch ein selbstständiges, nur etwas verdrängtes und unterdrücktes Volk mit eigener Sprache. Im Zählen gleicht dieselbe der Akelle-Sprache, in der es auch nur Zahlwörter bis fünf giebt, während die anderen Stämme bis zehn zählen.

Das grosse und mächtige Volk der M'pangwe hat natürlich seine eigene Sprache. Die Osheba am Okande dürften kaum Dialekt-Unterschiede mit den M'pangwe's am Como und Rhembo haben. Es ist ein und dasselbe Volk, die Gabunesen etc. nennen sie M'pangwe, die Okande-Leute jedoch Osheba; sie selbst be-

*) Dies scheint mir nach zahlreichen Erkundigungen die richtigste Schreibweise.

zeichnen sich als Fan oder Faon. Die Franzosen nennen sie Pahouins. Die Worte M'pangwe, Pahouin und Faon lassen sich gewiss von einander ableiten.

Auffallend ist mir in der M'pangwe-Sprache die grosse Menge von einsilbigen Wörtern; dazu kommt noch die kurze und scharf accentuirte Aussprache der M'pangwe, die ganz zu der Wildheit dieser Leute passt, deren Charakter man schon an der Sprache erkennt.

Die Akelle, nächst den M'pangwe's das verbreitetste, mächtigste und gefürchtetste Volk, haben zwar ihre eigene Sprache, aber mir wurden eine ganze Anzahl Wörter genannt, die mit dem M'pangwe übereinstimmen. Wie erwähnt, zählen dieselben nur bis fünf; dabei ist aber auffallend, dass sie beim Zählen von Gummi, Matten oder irgend eines Gegenstandes immer zwei Stück auf einmal nehmen, so dass, wenn sie bis fünf gezählt haben, in Wirklichkeit zehn Stück vorhanden sind. Ich traf dies übrigens auch anderwärts.

Die M'pangwe im Okande-Lande sind Akelle und sprechen einen Dialekt derselben; sie verhalten sich zu den Akelle wie die M'pungwe zu den Orungu.

Die Okota haben, wie sie sagen, eine eigene Sprache; in meinem Verzeichniss habe ich auch eine Anzahl Wörter, die gänzlich verschieden sind vom Okande, indess glaube ich doch, dass nur eine grössere Dialektverschiedenheit sich hier herausfinden lässt. Es ist ein beständiger Verkehr zwischen den beiden Stämmen, und da ist es sehr schwer, ein genaues Wörter-Verzeichniss herzustellen. Das Okande wird übrigens in verschiedenen Dialekten gesprochen. Die Apingi sagten mir, dass ihre Sprache sich zum Okande verhalte, wie das Ininga zum M'pungwe. Ebenso verhält es sich mit den Asimba-Leuten, die nur einen Okande-Dialekt sprechen.

Mit grosser Mühe erhielt ich einige Wörter von den Abongo. Für gewöhnlich sprechen dieselben die Sprache des Volkes, unter dem sie wohnen. Zahlwörter zu bekommen, gelang mir gar nicht, sie zählten beständig Okande; ebenso ähnelt eine ganze Reihe der von mir aufgeführten Wörtern dem Okande. Andererseits bin ich fest überzeugt, dass sie ihre eigene Sprache haben oder hatten, denn einige Wörter meines Verzeichnisses lassen sich wohl nicht mit dem Okande in Zusammenhang bringen; auch wurde mir allgemein gesagt, diese Leute hätten eine eigene Sprache. Nur ist es schwer, bei dem scheuen Charakter der Abongo und der niedrigen geistigen Entwicklung denselben begreiflich zu machen, was man zu wissen wünscht.

Alle bisher genannten Völker habe ich persönlich besucht; über die Osebo, M'bamba und Aduma habe ich nur von Sklaven, die aus diesen Ländern stammen, Erkundigungen eingezogen. Die Osebo-Sprache scheint mir von der M'bamba-Sprache ziemlich verschieden, während die Aduma nur einen Dialekt des Osebo sprechen sollen.

Deutsch.	I. Mbenga (Corisco, Elobi etc.)	II. M'pungwe (Orungu, N'comi, Gal- loa, Ininga.)	III. Osekiani.	IV. M'pangwe (Osheba.)	V. Akelle (M'bangwe.)	VI. Okota.	VII. Okande (Apingi, Asimba.)	VIII. Abongo oder Akooa.	IX. M'bamba.	X. Osebo und Aduma.
Eins	poko	mori	wote	fo	woto	poke	poke	—	emó	mo
Zwei	ibale	bani	biba	be	biba	bali	bali	—	bióle	jole
Drei	ilale	raro, n'tgaro	bidaz	la	bilali	tato	tato	—	poko	satu
Vier	inai	nai	binei	ne	finai	nai	nai	—	sambi	nai
Fünf	itani	n'tyani	bitan	tan	bitani	otane	ota	—	n'shima	itano
Sechs	embuedi	orowa	—	sam	—	otoba	motoba	—	otuta	motoba
Sieben	luambe	oruagenon	—	sangua	—	napo	napo	—	akumbe	tshambo
Acht	ebna	enanai	—	ungwami	—	moambi	inaua	—	etsham	puombo
Neun	ewuambe	enogomi	—	ebul	—	buka	m'buku	—	m'buga	liboá
Zehn	uomi	igomi	—	agum	—	n'shima	s'shima	—	ebuá	d'jumi
Messer	pahu	suaka	suáke	fa	isake	n'badi	edshuma u. eluba	—	bará	m'bedi
Weisser Mann	n'tangani	otangan	n'tanga	n'tanga	n'tanga	n'tangani	n'tangani	—	ibamba	bamba
Dorf	mboka	n'kala	diádi	dshall	m'boka	m'boka	kala	ekoti	m'pogu (my. town)	m'poga
Ziege	mboni	mboni, idombe	etába	kaba	ambol	taba	taba	embodi	taba	taba
Huhn	guba	ndyogoni	n'guba	ku	kuba	susu	susu	—	susu	susu
Haus	n'dabi	nago	tongo	n'da	allunge	n'dako	n'daku	mikula	n'sho	n'daku
Kleid	onamba	onamba	námbo	etó	atoba	n'zanda	n'zanda	balinka	m'foá	m'poia
Frau	muadju	ouwantó	momadi	múninka	miali	moatu	moatu	baítu	okalli	moadje
Mann	moan	onome	badum	fam	n'lomi	ibake	momenétu	baunumetu	ballara	ibakelle

Deutsch.	I. Mbenga (Corisco, Elobi etc.	II. M'pungwe (Orungu, N'comi, Gal- loa, Ininga.)	III. Osekiani.	IV. M'pungwe (Osheba.)	V. Akelle (M'bangwe.)	VI. Okota.	VII. Okande (Apingi, Asimba.)	VIII. Abengo oder Akoa.	IX. M'bamba.	X. Osebo und Aduma.
Kind	n'dembe	onwa	mendendi	mong	miasali	n'kenjenge	monanki	—	okete	elengie
Plantane	ekoi	ikondo	kondo	ekon	bikonde	n'simba	n'okonde	njuellele	akó	makonte
Fluss	muobi	olowi	n'lobu	osui	madiba	n'sha	mollabi	madiba	n'shali	libanie
Wald	iki	iga	eliko	affaniti	benshe	n'binshi	n'binshi	magega	suaga	pinti
Buschthier	—	njama	n'jamo	tshiri	titi	n'jama	n'jama	eshibo	n'jama	n'jama
Sonne	djoba	owēi	wiosa	amós	biúsa	—	omanda	eipó	mujo	mosa
Mond	n'gonde	ogueli	n'da	n'gon	n'gonde	n'sungi	n'gonde u. odonga	—	n'tshu	n'sungi
Fetisch, Medizin	—	munda	monda	biang	bome	m'bome	mulloge	uollamba	opimbo	moshungo
Tabak	tabako	tako	takue	tarra	tallakue	tallako	tallako	mabunje	ebolo	ebolo
Fisch	ejaka	ebere	moambi	kosh	sié	ifí	n'tshuí	basi	n'tshuí	bashú
Ich will essen	omaka djá	m'belanja	n'dié	meidshi	menakadia	ema lin- gotja	me n'jage	medja	me jaga- tsha	me biela
Kopf	emolu	ewonsho	moté	lu	langok	molu	modjue	titata	odshue	moru
Auge	mio	antsho	mishi	mish	mishi	misho	midju	titongoda	n'disi	misu
Nase	doi	ompombu	dioju	dshú	djoi	didju	opombu	enshonga	djulu	djulu
Arm	obembi	ogó	m'bo	mó	mbó	ebó	n'gogo	dibo	guago	eboko
Finger	mino	oweno	winjei	onú	wina	n'shabi	oshabe	—	olieme	milembo
Fuss	omako	n'tshoso	dibó	atam	libó	matambi	m'tambi	itambe	etami	matambi
Zähne	mahunka	ainó	mesungu	messung	massua	mino	m'aminu	masunga	mini	minu
Haar	—	situc, oroue	n'jungo	shid	shoi	maloi	idshuge	mpu	m'fpu	suje

Feuer	weja	ogoni	bióno	n'dua	weja	diju	ibó	esako	m'ba	moja
Wasser	miba	aningo	meduku	medjimi	madiba	madiva	imangu	madiba	anja	mango
Canoe	bualu	owáro	wuadshi	biáli	biáli	m'bongo	m'bongo	m'bongo	m'bongo	m'bongo
gross	momu	mpólo	m'boko	anáni	anéne	gebóto	gebolo	aboto	okotu	monene
klein	n'dembe	gnango	usike	ebirrabiarre	issalie	etshinini	idjelele	—	onkete	idshibo
gut	moiam	m'biá	n'jebo	m'phé	m'bang	bobué	goinague	moshoba	obué	obué
schlecht	momobi	mbé	m'bebo	mpé	mpé	m'bi	epéka	—	ombí	umbí
heute	bua	méno	emoko	imú	bó	buábu	nenoí	ejana	mbadi	loji
morgen	baike	mene	esóke	krie	akuáli	jana	mene	adele	mesambala	jana
Matte	ebungu	etába	biká	ekót	abung	geka	getaba	gebonge	etába	poba
Bogen u. Pfeil	—	elendina	n'té	n'té	n'té	m'bato	esógolo	etá	otá	botá
Speer	mikong	igonka	ikong	akóng	ikóngo	ikongo	n'kongo	di kongo	ikongo	ikongo
heirathen	ðibua	n'jumba	ðiá	abá	ibála	ðibá	m'ebali	mehabala	ebála	ebála
Ich trinke	motó	djonga	notó	njú	nóto	omuá	ongaka	menna	omoá	injua
Ich schlafe	mijó	nana	ndá	búme	laise	onánga	m'bimame	medonianga	toló	ivilo
Ich lache	—	dyona	n'dshó	awué	lóle	ikenge	m'osekake	moseke	aké	o'mosebe
Ich weine	behan	dena	emedá	edu	n'tong	bassánga	molenge	ojeana	antshia	m'azanga
Ich rufe	waka	feia	debo	lege	lebika	adjanki	tebinsha	me dibu-	ombelá	kebingala
Tanz	biembi	amáni,djua	shiomu	ámana	shime	assia	n'jamba	asobi	baru	bina
Rum	belámi	alugo	n'tongo	n'da	allunge	n'tako	allugo	—	manja	mallugo
Streit	eduka	igobi	ibadi	abál	libádi	ibamuani	moshoma	moganja	etá	ebadi
Salz	wianka	isanga	mekembo	n'ku	makimba	—	ibianga	makemba	ongua	munga
Elephant	n'shogo	n'shogo	n'shogo	n'shog	n'shogi	n'shogo	n'shogo	n'shogo	n'shogo	n'shogo
Elfenbein	n'shogo	m'punshe	sebo	n'shog	seba	sheba	sheba	sheba	sheba	sheba
Flusspferd	n'gubu	n'gubu	n'gubu	n'gwu	n'gube	n'gubu	n'gubu	n'gubu	n'gubu	n'gubu

Deutsch.	I. Mbenga (Corisco, Elobi etc.	II. M'pungwe (Orungu, N'comi, Gal- loa, Ininga.	III. Osekiani.	IV. M'pangwe (Osheba.)	V. Akelle (M'bangwe.)	VI. Okota.	VII. Okande (Apingi, Asimba.)	VIII. Abongo oder Ako a.	IX. M'bamba.	X. Osebo und Aduma.
Affe	n'kema	n'kema	n'kemo	n'kué	n'kema	n'kema	n'kema	n'kema	n'kema	n'kema
Papagei	gou	n'gosu	n'gosu	éko	n'kosu	n'kosu	n'kosu	n'kosu	n'kabi	n'kabi
komm hier- her	waka un	yago	wike won	n'tshára	n'sháka	epiakana- gun	n'jakakun	wianau	biára	wiakaweni
vorwärts	oka one	kendaga	kéko	kengé	kiéke	keke	kendaga	djoa	koá	kiéke
schnell	wakalawale	neganega	tshadié	awúll	wolsikue	volidje	masabo	—	shué	tsbotshoa
Gummi	n'dambu	n'dambu	n'dambue	n'dama	n'dambue	n'dambu	n'dambu	n'dambu	n'dambu	n'dambu
Stein	ilali	idó	metati	akó	etáli	dimanja	etali	igoku	akelle	mamanja
Wind	embupe	umpunga	m'punga	ungfanga	m'punga	ipépe	ipépe	—	opunga	epépe
Regen	buje	ningo	m'bujo	n'fenge	m'bola	n'bua	ningo	—	m'fula	m'bula
Blitz und Donner	—	n'shalli- toba	n'gadi	n'sallang	n'gadi	n'gadi	n'gadi	n'gadi	n'gadi	n'gadi
König	ekenke	ogá	ibodsh	kumá	abót	boga	moga	molombi	okótu	enēni
Vater	peja	reré	tata	tarre	sangame (my father)	sangue	teta	—	táta	n'táta
meine Mut- ter	n'jangam	ngiámi	ijajie	náne	niangá mi	mokiami	eja	ija	n'gua	muangi
mein Bru- der	moanan- jange	onwarere	menjong	mongsang	mianga- nami	niangue	omouua	modiaja	muateram	muanki
weit, fern	ibibeí	bó, dava	itondo	oujá	lábe	otongo	otongo	atitaba	n'sanga	n'sanga
roth	—	tenatena	itang	sít	ibéj	ebenge	ebotabota	belidjedje	kela, mba	jadshó
weiss	japumi	pupu	ipúpo	fú	epúmi	epúmapum	epúmapum	—	m'bembe	pupupu

grün	onombe	bióbió	iwindo	—	iwínsh	n'diki	—	—	—	—	pió
schwarz	illonde	illonda	dsihilunda	obón	allonda	milunda	milunda	ilaila	enshimbo	piópíó	mosange
Glasperlen	ipaki	ipáki	epák	afág	n'duku	bafi	milunda	epaki,	—	endidá	duku
Kappe	ūo	ojó	ishó	n'shó	n'shó	pipa	oso	n'duku	—	epókoli	inshu
Pfeife	s'shali	n'shali	n'shali	n'shal	n'shali	n'shali	n'shali	n'shali	pipa	osho	n'shali
Gewehr	epite	m'pira	pite	efírú	m'píte	epila	epila	n'shali	n'shali	n'shali	epila
Pulver	dumaka	m'bola	lungo	uáge	usika	alengepola	mopolaga	mepola	misenge	epila	m'pola
schliessen	awuendi	dyuwa	eguemo	auá	auwéme	awuá	mumbue	awuej	awuej	akuí	awide
sterben											
Tiger (Leopard)	n'sho	n'dshego	n'shewe	n'shé	n'shé	n'goi	n'shego	n'shego	—	boalá	ebanda
Gorilla	n'gila	n'shina	n'gilo	n'gshí	n'gila	ebóbu	n'shina	n'shina	n'shia	ebúbu	ebúbu
Bambus	gula	oté	m'banja	ebága	abánjik	m'basi	ibanshe	ibanshe	imbasha	Lebanja	m'basi
Stange	biele	erère	iedshi	ellé	allé	ekógo	etéte und moshita	etéte und moshita	etéte	etí	ikóko
Bushrobe	mekali	ishoni, igali	n'kalu	m'kol	mikóli	mikodi	mikodi	mikodi	—	esúno	mikodi
Rothholz	beju	igo	ibeli	ebell	ábeli	eshigu	enigu	enigu	mongonda	ebéte	lishingo
Ebenholz	mevila	ebila	iwillo	aila	avilá	evila	evila	evila	evila	kepilá	enunda
Palmöl	maüle	agáli	muto	m'bon	mai	amadi	amadi	amadi	manda	mari	amadi
Ruder	n'kabi	n'kabi	n'kabi	n'kábi	n'kabi	n'kabi	n'kabi	n'kabi	ekabie	n'kabi	n'kabi